

Grußwort des Vizepräsidenten der Universität Passau

Robert Obermaier



a Professor Dr. Robert Obermaier.

b Jan Brueghel d. Jüngere, Allegorie der Tulpomanie, um 1640, Öl auf Holz, 30x47cm, Privatbesitz.

Anlässlich des 17. Bayerischen Museumstages darf ich Sie im Auditorium Maximum der Universität Passau ganz herzlich begrüßen. Dass Ihr zweijähriger Veranstaltungsturnus Sie heute nach Passau führt, freut uns ganz besonders; mehr noch natürlich, dass Sie Ihrem Tagungsmotto folgend „Forschen im Museum“ die Universität Passau als Tagungsort gewählt haben. Dieser Entschluss ist zweifellos konsequent, er ehrt uns, aber er ist vor allem eines: richtig. Welchen anderen Schauplatz sollten mehrere hundert Fachleute aus dem In- und Ausland zur Durchführung der größten Museums-Fachtagung im deutschsprachigen Raum wählen, um über Forschung zu sprechen, als eine Universität, jenen Ort, der die *Universitas litterarum*, die Gesamtheit der Wissenschaften, bilden soll. Und so ist die Universität Passau stolz darauf, in diesem Jahr die Gastgeberin für Ihre wissenschaftliche Tagung zu sein, für die Sie in den kommenden Tagen Ihre Museen verlassen haben.

Denn zumindest im antiken Griechenland war das Museum (griech.: μουσεῖο, musío) ja das Heiligtum der Musen, jener Schutzgöttinnen der Künste, der Kultur und der Wissenschaften, in das sich die Göttinnen vor den Menschen zurückziehen konnten. Sie waren von der profanen, der ungeheiligten Welt, also schlicht jener Welt, die sich außerhalb des Museums befand, durch Mauern getrennt. Nicht zuletzt mit dem Aufkommen der modernen Wissenschaften wird das Museum als eine Einrichtung zur Sammlung bedeutsamer, lehrreicher oder exemplarischer Dinge gesehen, die in diesem Sinne museale Gegenstände für die Öffentlichkeit aufbewahrt, sie kategorisiert und als Exponate für eine breite Öffentlichkeit zugänglich macht.

So darf nunmehr der profane Mensch das „Heiligtum“ (lat. fanum) betreten und womöglich verspürt man – je nach musealer Inszenierung – tatsächlich auch heute noch so etwas wie Ehrfurcht, wenn z. B. im Louvre zu Paris *La Gioconda*, die in Deutschland eher als Mona Lisa bekannt sein dürfte, oder im Ägyptischen Museum zu Berlin die Büste *Nofretetes*, der wunderschönen Frau des Echnaton, betrachtet werden kann. Freilich wünschte man sich manchmal weniger Menschen, um solch herausragende Kunstwerke ausgiebiger betrachten zu können. Aber Museen stehen hier wohl vor einem Zielkonflikt, indem sie Interesse für Kunst und Kultur erzeugen sollen, ohne zugleich die Möglichkeit für das ausgiebige Betrachten und Studieren, ja das Forschen eben, aufgrund der Vielzahl der Betrachter zu sehr einzuschränken.

Nicht jeder Museumsbesucher ist ja in der Lage, wie der zweiundachtzigjährige Reger in *Thomas Bernhards* großartigem Roman *Alte Meister*, den Bordonesaal im Kunsthistorischen Museum in Wien für sich allein zu beanspruchen, um dort an Musikkritiken für die *Times* zu arbeiten. Reger ist ein philosophischer, lungenkranker Kunstkritiker, der sich dazu jeden zweiten Tag ins Kunsthistorische Museum setzt, auf „seine“ Bordone-Bank, im Bordone-Saal, vor den *Weißbärtigen Mann* von *Tintoretto*, seit über 30 Jahren; außer montags; denn an diesem Tag hat das Kunsthistorische Museum geschlossen. Hier, an diesem Ort, kann Reger am besten nachdenken, kritisieren und aufdecken, forschen eben, was es in dieser Welt, aber – wenn Sie Thomas Bernhard kennen – besonders in Österreich, an Scheußlichkeiten gibt. Davon abgesehen, hat Reger seine Kunstbetrachtung perfektioniert. Sie besteht darin, jedes vermeintlich großartige Werk so lange und so eingehend zu studieren, bis auch dessen Unzulänglichkeiten aufgedeckt sind. Dass eben alles unvollkommen ist, ist das deprimierende Ergebnis des im Museum forschenden Reger. „Forschen im Museum“ ist ihr diesjähriges Tagungsmotto. Und als Vizepräsident für Forschung dieser Universität fühle ich mich davon besonders angezogen, um nicht zu sagen, herausgefordert. Was liegt also näher, als die Probe aufs Exempel zu wagen und ein Kunstwerk zum Gegenstand einer forschenden Betrachtung zu machen.

Ich habe dazu – meiner originären Disziplin, den Wirtschaftswissenschaften, entsprechend – die *Allegorie auf die Tulpomanie* von Jan Brueghel dem Jüngeren, entstanden um 1640, ausgewählt. Das Werk befindet sich in Privatbesitz. Eine weitere Fassung, die *Satire op de Tulpomania*, ist im niederländischen Haarlem im Frans-Hals-Museum zu besichtigen.

Wie Sie vielleicht wissen, wurden in den Niederlanden zu Beginn des 17. Jahrhunderts Tulpenzwiebeln zu inflationären Preisen gehandelt. Die sog. *Tulpomanie* wird als die erste relativ gut dokumentierte Spekulationsblase der Wirtschaftsgeschichte angesehen.

Tulpen waren seit ihrer Einführung in die Niederlande in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Liebhäberobjekt. Sie wurden in den Gärten sozial gehobener Schichten des gebildeten Bürgertums, der Gelehrten und der Aristokratie gezüchtet. Unter diesen Liebhabern der Tulpenzwiebel herrschte lange Zeit der Tauschhandel vor, allerdings kam zu Beginn des 17. Jahrhunderts der kommerzielle Handel mit Tulpen hinzu. Im Grunde handelte es sich dabei um spekulative Waretermingeschäfte.

In den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts steigerten sich die Preise für Tulpenzwiebeln auf ein vergleichsweise extrem hohes Niveau, bevor der Markt zu Beginn des Februars 1637 abrupt einbrach. Einzelne Zwiebeln kosteten mehrere tausend Gulden, der höchste Preis für die wertvollste Tulpensorte, *Semper Augustus*, lag Anfang des Jahres 1637 bei 10.000 Gulden für eine einzige Zwiebel, zu einer Zeit, als die teuersten Häuser an einer Amsterdamer Gracht rund ebensoviel kosteten, während beispielsweise ein Zimmermann rund 250 Gulden im Jahr verdiente.

Die steigenden Preise lockten findige Arbitrageure an, die auf Kredit Leerkäufe tätigten, um dann zum späteren Zeitpunkt der Lieferung durch Weiterverkauf der Tulpen ihre Kredite zu bedienen und darüber hinaus einen mitunter beträchtlichen Kursgewinn zu realisieren. Auch Optionsscheine auf Anteile von Tulpenzwiebeln wurden gehandelt. Wie der Kursverlauf der Tulpenzwiebeln zeigt, gingen derlei Geschäfte eine Weile gut, sodass teils immense Spekulationsgewinne möglich waren, bis es Anfang Februar 1637 zu rapiden Preisrückgängen kam, und im Mai 1637 wieder das Preisniveau vor der Spekulationsblase erreicht war. Gegen Ende der Spekulationsblase wurde von staatlicher Seite eine Ausstiegsklausel erwartet, nach der es den Käufern von Tulpenzwiebeln freistand, aus eingegangenen Verträgen auszusteigen und für diesen Fall eine Vertragsstrafe in Höhe von 3,5 Prozent des Handelswertes zu zahlen. Diese Ausstiegsoption hat die preistreibenden Spekulationen der Händler ein letztes Mal befeuert, die mit noch höher steigenden Preisen und Weiterverkaufsgewinnen rechneten, aber bei sich abzeichnender Gefahr eines Preisverfalls für einen Bruchteil der Vertragssumme hätten aussteigen können.

Ökonomische Erklärungsansätze versuchten später nachzuweisen, dass ein Überangebot an Geld, ausgelöst durch die Geldpolitik der Amsterdamer Wechselbank, dazu führte, dass mehr Geld in spekulative Verwendungsrichtungen gelenkt werden konnte. Alternative ökonomische Erklärungen rekurrieren auf institutionelle Ursachen. Demnach hätten die Händler mit einem Dekret danach gestrebt, die Verträge im Bedarfsfall verlustlos annullieren zu können, und seien in Erwartung der Bestätigung dieses Ansinnens – wie bereits dargestellt – antizipativ risikoreiche Verträge eingegangen. In diesem Sinne war die Tulpomanie eine individuell rationale, aber ökonomisch höchst problematische Antwort auf erwartete Änderungen rechtlicher Rahmenbedingungen.

Die demgegenüber etwas populärere Deutung des Preisanstiegs und Preisverfalls von Tulpen versteht die damaligen Ereignisse als eine der ersten exzessiven Finanzspekulationen, obgleich bereits Zeitgenossen den Preisboom der Tulpenzwiebeln für eine Manie hielten, die einer Massenhysterie gleichkam.

Ganz in diesem Sinne setzt sich Jan Brueghel mit seinem Bild auf satirische Art und Weise mit dem Tulpenboom auseinander und stellt die beteiligten Spekulanten als „Affen“ dar. In ihren Rollen als Tulpenmakler und Tulpenkäufer verweisen sie auf den Irrwitz des Tulpenhandels. Affen galten ja in der Renaissance als satirische Versinnbildlichung menschlicher Gier und Dummheit; zumindest die letzte Konnotation ist bis heute wohl geblieben.

Links oben im Bild ist ein Festmahl zu sehen, mit dem potentielle Käufer amüsiert werden sollten. Wer fühlt sich nicht an Verkaufsgespräche spanischer Fincas erinnert?

Vor der Treppe steht ein „Kaufmann“ im grünen Wams, der ein neues Geschäft anbahnt, während der in orange gekleidete Affe bereits sein ganzes Vermögen in eine Tulpe investiert hat.

Im Vordergrund wiegt ein Buchhalteraffe Tulpenzwiebeln mit Gold auf, während sich im Mittelgrund eine Gruppe rot gewandeter Spekulanten versammelt und rechts davon bereits enttäuschte Käufer kämpfen.

Rechts wird ein Affe, der sein Geld verspekuliert hat, zum Richter geführt, und direkt davor uriniert ein anderer, der den Schwindel wohl auch schon erkannt, aber teuer bezahlt hat, auf die teuerste Tulpensorte.

Dass sich im Hintergrund drei Menschen, unbeeindruckt von dem vordergründigen Affenzirkus, dem „realwirtschaftlichen“ Tagesgeschäft widmen, spannt den surrealen Charakter der „finanzwirtschaftlichen“ Spekulationsblase gelungen auf.

Der eine oder andere mehr oder weniger an Erfahrung reiche Anleger wird angesichts dieser frühen Dokumentation einer Finanzspekulation bedauern, dass er dieses Bild nicht früher schon im Eingangsbereich seiner Bankfiliale gesehen hatte. Es wäre ja kaum auszumalen, welche stabilisierende Kraft dieses Bild zumindest für die individuellen Finanzgeschäfte, wenn schon nicht für den gesamten Finanzmarkt entfalten könnte. Man möchte gleich weiterforschen und experimentell untersuchen, ob nicht die Betrachtung dieses Bildes vor dem Abschluss von Finanzgeschäften zu erhöhter Vorsicht mahnen und anhalten würde.

Wir sehen, Kunst kann die zyklische Wiederholung der (Wirtschafts-)geschichte – exemplarisch für viele andere Kulturbereiche – einfangen, darstellen und auch persiflieren. „This Time is different“ ist regelmäßig zu hören, wenn es eine neue Krise gibt. Der Blick auf dieses Bild belehrt uns eines Besseren: Krise war immer, und Krise wird immer sein. Kunst kann freilich noch mehr. Sie kann uns auf unterhaltsamste Weise belehren. Und sie kann uns sogar Anregungen für die Forschung geben. Dies zu zeigen, habe ich mit meinen einleitenden Worten versucht.

Ich hoffe sehr, dass die bevorstehende Tagung Ihnen noch viele Anregungen mehr gibt und wünsche Ihnen spannende und inspirierende Vorträge und einen fruchtbaren Austausch mit Ihren Kolleginnen und Kollegen während des Bayerischen Museumstags und heiße Sie nochmals herzlich willkommen hier an der Universität Passau.

Ja was is denn des?!
Forschen im Museum

BAYERISCHER MUSEUMSTAG

2013

10.07.–

12.07.

PASSAU



LANDESSTELLE
FÜR DIE NICHTSTAATLICHEN
MUSEEN IN BAYERN